



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, Otto Eduard: Vom Leben am preußischen Hofe

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Vom Leben am preussischen Hofe

Von Otto Eduard Schmidt-Wurzen



nweit des altertümlichen Städtchens Müncheberg im Kreise Lebus liegt Zansfelde, seit Generationen im Besitze der Herren von Pful. Hier befindet sich ein reichhaltiges Archiv, das nicht nur für die Geschichte der Pfuls, sondern auch für die mancher verschwägerten Familie wie der Rochow und Fouqué und damit für die allgemeinere Geschichte wertvolle Ausbeute liefert. Aus diesem Archive hat Luise v. d. Marwitz im Jahre 1908 verschiedene stofflich zusammengehörige oder einander ergänzende Niederschriften zu einem Buche\*) vereinigt, das eingehender die Zeit von 1815 bis 1842, nebenhin auch die vorangehenden und folgenden Jahre behandelt und geeignet erscheint, andere Memoirenwerke und auch die entsprechenden Darstellungen Treitschkes („Deutsche Geschichte“ III bis V) in einzelnen Punkten zu ergänzen und zu vertiefen. Es sind vier Personen, die die in dem Marwitzschen Buche abgedruckten Aufzeichnungen und Briefe in das Pfulsche Archiv geliefert haben: Gustav v. Rochow (1. Oktober 1792 bis 11. September 1847), der bekannte preussische Minister des Innern, an den sich das Wort „vom beschränkten Untertanenverstande“ knüpft, seine Gemahlin Karoline v. Rochow, geb. v. d. Marwitz (9. August 1792 bis 23. Februar 1857), Karoline de la Motte-Fouqué, geb. v. Brieft, verwitwet gewesene v. Rochow (7. Oktober 1775 bis 21. Juli 1831), die Mutter des obengenannten Gustav v. Rochow aus ihrer ersten am 30. Dezember 1791 geschlossenen Ehe und Gattin des Dichters Fouqué, und deren Tochter Marie de la Motte-Fouqué (13. September 1803 bis 1864). Alle diese Personen waren durch ihre gesellschaftliche Stellung, durch verwandtschaftliche oder freundschaftliche Verbindung mit einflussreichen Staats- und Hofbeamten und endlich durch besondere Begabung in der Lage, das Berliner

\*) „Vom Leben am preussischen Hofe 1815—1852.“ Aufzeichnungen von Karoline v. Rochow, geb. v. d. Marwitz, und Marie de la Motte-Fouqué, bearbeitet von Luise v. d. Marwitz. Mittler u. Sohn, Berlin 1908. Das Buch, im ganzen sorgfältig bearbeitet, enthält einige irrige Daten, z. B. über die Geburt der Marie Fouqué, ihrer Mutter und deren erste Eheschließung mit Friedrich Ehrenreich Rochow v. Rochow, die von mir im folgenden berichtet sind. Genaueres über die Familienverhältnisse Fouqués und seiner Angehörigen siehe in meinem Buche: „Fouqué, Apel, Müllig, Beiträge zur Geschichte der deutschen Romantik“. Dürrsche Buchhandlung, Leipzig 1908.

Hofleben wirklich aus der Nähe, teilweise sogar mithandelnd, zu beobachten und in seiner Entwicklung zu beurteilen.

Die erste Abteilung des Buches bilden die „Erinnerungen“ der Karoline v. Rochow, geb. v. d. Marwitz, die etwa bis zum Jahre 1834 reichen. Sie sind allerdings erst 1854 (S. 206 Anm. 1) aufgezeichnet, aber sie sind lebhaft und frisch geschrieben und entstammen einer geistig bedeutenden, willensstarken, in altpreussischen Anschauungen wurzelnden Frau, die zwar die hochkonservativen Anschauungen ihres Gemahls, des Ministers v. Rochow, teilt, aber sich in ihrem klaren Verstande von allen Übertreibungen fernhält und schon darin ihre Selbständigkeit offenbart, daß sie von der modischen romantisch-pietistischen Schwärmerie jener Zeiten völlig frei ist. So schildert sie ihre Kindheit und ihre Jugendeindrücke (1792 bis 1814), ihr Leben als Hofdame bei der Prinzessin Wilhelm (Marianne von Hessen-Homburg, 1814 bis 1818), das Landleben nach ihrer Verheiratung (1818), das Hofleben und die Geselligkeit in Berlin, besonders in der Umgebung des Kronprinzen (1820 bis 1825), und schließlich die Heiraten in der Königsfamilie und die dabei hervortretenden Persönlichkeiten bis zu der Zeit, wo ihr Mann Minister des Innern wurde (1834). Eingefügt in diesen Teil des Buches ist eine Schilderung des kronprinzlichen Hofes und der Berliner Theaterverhältnisse (um 1825) aus der Feder der Karoline de la Motte-Fouqué (S. 170 bis 179). Die zweite Abteilung bilden Auszüge aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen von Marie Fouqué, die, in dem Briest-Rochow-Fouquéschen Familienkreise zu Nennhausen bei Rathenow aufgewachsen, seit 1836 das häusliche Leben ihres Stiefbruders, des Ministers Rochow, teilte. Trat sie auch „mit dem eigenen unscheinbaren Äußeren“ im Berliner Weltleben zurück, so „versetzte sie sich um so mehr in das Fühlen und Denken der anderen“. Ihre Aufzeichnungen erstrecken sich über die Jahre 1836 bis 1842, also bis zu dem Zeitpunkt, in dem Rochow vom Ministerium zurücktrat. Den Beschluß machen einzelne Stellen der Briefe Karoline Rochows aus den Jahren 1847 bis 1856.

Der eigentliche Ertrag des Buches liegt auf den drei verschwisterten Gebieten der Kulturgeschichte, der Politik und der Personenkunde. Ein kulturgeschichtliches Interesse erweckt schon die eigenartig pointierte, mit gegenwärtig ganz ungewöhnlichen französischen Ausdrücken durchsetzte Sprache der Karoline Rochow. Wer sagt noch *sous-ordres* für Untergebene, *Denigrant* für Anschwärzer, oder *epluchieren* für zerfasern oder *cohue* für Volksgewühl?

Nach Ansicht der Karoline Rochow vollzog sich bald nach der Beendigung der Freiheitskriege in den Lebensformen des preussischen Hofes eine eingreifende Veränderung. Vor 1815 herrschte in den Berliner Hofkreisen die größte Einfachheit: „Als nach langer Liebe mit wenigen Mitteln der nachmalige General Clauswitz die Gräfin Marie Brühl heiratete (1810), war man entzückt über eine kleine, teilweise zusammengeschenkte Einrichtung, wo ein Sofa und sechs Stühle, mit Rattan bezogen, und ein paar andere Möbel den ganzen Haushalt bildeten; und sie selbst fühlte sich beglückt, wenn sie ein paar Verwandte oder

gute Freunde mit einer Hammelkeule traktieren konnte.“ Die Prinzess Wilhelm (Marianne) und ihre Hofdamen trugen täglich, Sommer und Winter, nichts als weiße Peralkleider (dichtgewebte Baumwolle). „Ein dunkles seidenes war schon das beste, was man für einige Gäste hervor suchte, und wenn wir anfangen, jene mit Stickereien zu verzieren, so war dies schon ein Ergebnis verfeinerter Mode, die damals die erste und einzige Handlung für weiße Stickereien ins Leben rief.“ Im Gegensatz dazu brachten die aus Frankreich zurückkehrenden Fürsten und Militärs die ersten Proben des Luxus, der Eleganz französischer Moden mit. „Der Herbst 1815 brachte nach beendetem Friedensschluß endlich den langerwarteten Kaiser Alexander mit einer ganzen Schar von Fürstlichkeiten nach Berlin, und dies kann man wohl als den ersten Anfang der vielen Besuchsreisen bezeichnen, mit denen in neuerer Zeit sich alle Potentaten überschütten. . . . Damals gab es zuerst das Schauspiel jener großen Paraden, welche die Monarchen zu Ehren ihrer Gäste selbst kommandieren, während die letzteren dann als Kommandeure ihre Regimenter vorbeiführen; aber auch dies mit einer gewissen Stille und Einfachheit. . . . Es gibt wohl keine Sache, kein Lebensverhältnis, das sich nicht seit jener Zeit so ungeheuer gesteigert hätte, daß man sich fragen möchte, wohin soll das führen?“ Was würde Karoline Kochow wohl zu dem modernen Luxus bei Fürstenempfangen sagen? Streng urteilt die Kochow von der Hereinziehung von Leuten in das Hofleben, die nach ihrer Ansicht nicht dahin gehörten: „Den König delassierte (ergözte) es, sich von den Schauspielerinnen und Tänzerinnen etwas vorschwätzen zu lassen. . . ., aber es fiel niemand ein, darum seinen Sitten einen ernststen Vorwurf zu machen. Immerhin gab es persönliche Bekanntschaften. . . . und es wurde die Einrichtung bei jenen kleinen Festen so getroffen, daß diese Damen nicht nur auf den Brettern erschienen. Man fand sie in irgendeinem Nebenzimmer, wohin der König, die jungen Prinzen und einige dahin neigende Geister sich begaben, um sich mit ihnen zu unterhalten. . . . Was war natürlicher, als daß junge Leute erlaubt fanden, was ein so hochstehendes Beispiel ihnen vorzeigte; wie begreiflich, wenn bei ihnen die Folgen weiter gingen, als der Ernst des Charakters und der in dieser Beziehung feste Sinn des König diesen führten. Hier war es, wo Prinz Adalbert die Bekanntschaft jener Demoiselle Gföler machte, die als seine Gemahlin endete.“ Im Gegensatz zu diesem weltlichen Treiben stand das Wesen der pietistischen Partei. Was Karoline Kochow von den Pietisten und ihrem Auftreten erzählt, ist etwas subjektiv und zusammenhanglos; sie veräümt, die Fäden klarzulegen, die diese Weltanschauung mit der Romantik und der Erneuerung der religiösen Empfindung im Zeitalter der Freiheitskriege verbindet. Unter den einflußreicheren Vertretern des Pietismus (S. 220) durfte vor allem Fouqué nicht fehlen. Er war in dem Jahrzehnt zwischen 1810 und 1820 der Modedichter der vornehmen Welt. „Die Berliner Damen schwärmten für seine sinnigen, sittigen, minniglichen Jungfrauen, für die ausbündige Tugend seiner Ritter, schmückten ihre Bruststücke mit eisernen Kreuzifixen und silberbeschlagenen Andachtsbüchern.“ (Treitschke I, 312.)

Und als Friedrich Wilhelm der Vierte 1840 zur Regierung kam, galt der schon halbvergessene Fouqué noch immer so sehr als Requisite der pietistischen Romantik, daß ihn der König von Halle nach Berlin berief.

Unter den politischen Wandlungen der Zeit tritt naturgemäß die 1823 erfolgte Einrichtung der Provinzialstände am meisten hervor, weil Gustav v. Rochow an dieser Einrichtung einen hervorragenden Anteil hatte. Karoline erzählt: „An einem geselligen Tage in Reckahn — dem Gute Rochows — entstand die Anregung zu einer Vorstellung an den König, worin er um Vergebung mit einer sogenannten „konstitutionellen Verfassung“ gebeten wurde. Man nahm Beckedorffs Feder dazu in Anspruch, und in einem schönen, edlen Stil löste er zu allgemeiner Befriedigung seine Aufgabe. Nun begann ein reges Leben und Treiben, um diese Petition, womöglich von allen Kreisständen der Provinz Brandenburg unterschrieben, abschicken zu können. Es gab aber viele mécomptes... Vielleicht blieb meines Mannes Tätigkeit die Veranlassung, daß man dennoch durchsetzte, was möglich war: die Petition wurde nur von zwei Kreisen abgeschickt (November 1819), ziemlich schlecht aufgenommen, unhöflich und kurz zurückgewiesen. Aber der Anstoß war gegeben! Die meisten anderen Kreise folgten nach. . . . Es traf damit zusammen, daß in dieser Zeit daran gearbeitet wurde, den Staatskanzler (Hardenberg) mit seinem Anhang zwar nicht zu entfernen, aber doch mehr zu neutralisieren, anderen konservativen Kräften Eingang zu verschaffen; und so kann man diesen Moment wohl als denjenigen bezeichnen, von dem an ein Umhalten im Gang der inneren Angelegenheiten eintrat, um den ständischen Anforderungen wieder mehr Raum zu gönnen.“ Am 3. August 1823 wurde das allgemeine Gesetz über die Provinzialstände veröffentlicht; die Ausführung des liberalen Gedankens der Reichsstände, einer Repräsentativversammlung des ganzen preussischen Volkes, war damit auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Karoline Rochow gibt zu, die Hoffnung der Stände, eine nähere Einwirkung auf die Provinzialadministration auszuüben und dadurch der Schreibmacht des grünen Regierungstisches ein lebendiges Gegengewicht zu geben, sei nicht in Erfüllung gegangen, andererseits betont sie mit Recht, die neue Einrichtung habe in der jüngeren Generation des Landadels wieder eine Kenntnis und ein Interesse der betreffenden Verhältnisse erweckt, das ohnedem fast schlafen gegangen sei, und habe auch den Städten und den Bauern ein weiter wirkendes Bewußtsein ihrer Bedeutung verliehen.

Sehr interessant sind die Aussprachen der Karoline v. Rochow — sie war seit dem 11. September 1847 verwitwet — über die politischen Umwälzungen der Revolutionsjahre 1848/49; sie legen von der ruhigen Klarheit des Urteils und der politischen Begabung dieser Frau ein vollgültiges Zeugnis ab. Am 3. Juni 1848 schreibt sie an ihre Schwester Klara v. Pfuel: „Man geht so weit, zu versichern, es werde demnächst eine Deputation nach Potsdam gehen, um vom Könige die sofortige Rückkehr nach Berlin zu verlangen. Wird er, wird der Kaiser von Österreich nachgeben? Die Nationalversammlungen von

Berlin und Frankfurt erscheinen mir unerheblich im Vergleich zu dieser Frage. Ich glaube, es wird ihnen ergehen, wie vielen großen sprechenden Versammlungen, sie werden von den Ereignissen über- und fortgeschwemmt werden. Auch die klügsten Menschen lernen wenig von den Begebenheiten, wenn es sich darum handelt, ihre geliebten Theorien aufrecht zu erhalten!"

Frappierend wirkt auch der am 6. Januar 1849 niedergeschriebene Erguß über die große deutsche Frage, weil er den Nagel auf den Kopf trifft: „Was soll geschehen, um die Sonne wirklich leuchten zu lassen, das einige Deutschland, auf das man uns hinweist, und die doch nur als ein Nebelbild hinter Wolken erscheint? Immer bleibt uns nur ein verbesserter Bund, der die verschiedensten Interessen unvollkommener Menschen, die nun einmal keine Halbgötter sind, in sich schließt. Die Einheit darin könnte nur durch das Übergewicht einer einzelnen Macht hergestellt werden, die imstande wäre, die übrigen zu zwingen, aber dies streitet doch gegen die verherrlichte Freiheit! Die spitzfindige Superklugheit, die jetzt die Welt regiert, muß sich wieder in Einfachheit, Gradheit, gesundes Verständnis für das Naturgemäße wandeln, wenn das Leben der Menschen untereinander wieder erträglich werden soll.“ Klingt das nicht, als sei Karoline Kochow bei Bismarck in die Schule gegangen?

Indes, die Politik ist doch nicht das eigentliche Thema des Buches. Im Vordergrund stehen immer die Menschen, mit denen diese Brief- und Memoiren-schreiber in Berührung kamen, von deren äußerem und innerem Wesen sie sich ein Bild machten, deren Schicksale sie mit Anteil verfolgten.

Marie Fouqué versteht es sehr gut, von diesen Schicksalen spannend und mit vielen Einzelheiten zu erzählen, während Karoline Kochow durch ihre forschende und klassifizierende Weise getrieben wird, sich das innerste Wesen der Menschen zurecht zu legen, sie zu charakterisieren. Unter den auf diese doppelte Weise geschilderten Persönlichkeiten ragen zunächst die Glieder des Königshauses hervor. Als wichtigste Vertreterin der Romantik unter den fürstlichen Damen lernen wir die Prinzessin Wilhelm (geborene Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg 1785 bis 1846) kennen. „Da sie wohl mehr einen romantischen Sinn als ein leidenschaftliches Herz besaß, hatte sie sich ein eigenes inneres Leben gebildet, das seht in einer Art Spielerei in geschriebenen Büchern, sinnvollen Bilderchen, aufgehobenen Andenken von Blättchen an bis zu Edelsteinen . . . einen äußeren Ausdruck suchte. Sie hatte sich daran gewöhnt, dies Leben von Gedanken und Gefühlen apart zu führen, unbeschadet der Pflichttreue, mit der sie ihre äußere Stellung zu einem sehr ungleichen Gemahl, in einem Lande und einer Familie, die ihr nicht gefielen, auszufüllen strebte. Und so stellte sie ähnliche Anforderungen an jedes weibliche Gemüt, was zuweilen gefährliche Konsequenzen haben konnte, da doch am Ende „les affaires de cœur“, groß oder klein, das Hauptmotiv zu dieser inneren Romantik liefern mußte.“ Man versteht hiernach das Verhältnis, in dem die Prinzessin zum Dichter de la Motte-Fouqué stand. Dieser kam sich ihr gegenüber durchaus als mittelalterlicher Ritter und Minnesänger vor und

sah in der „Hoheit Marianne“ zugleich die „Herrin“, deren Dienst er sich geweiht hatte, und die „Muse“, von der er seine Inspiration zur Bearbeitung der Gralsage und den Stoff zu romantischen Schauspielen erwartete (s. mein Buch: „Fouqué, Apel, Mültitz“ S. 131 f.; 138; 160 f.; 169; 193 f.).

Das Bild Friedrich Wilhelms des Dritten ist schon durch das bisher bekannte Material so scharf umrissen, daß neue Züge kaum hinzukommen können. Sein Widerwille gegen Pomp, Empfang und Ehrenbezeugungen ist bekannt; aber neu war es mir, daß dieser Zug sich sogar bei dem großen Einzug der Truppen und Fürstlichkeiten in Berlin nach dem französischen Feldzug geltend machte: „Er kam tags zuvor infognito zur Stadt, um die Anordnungen zu befehlen, fand alles zu viel; manches mußte wieder zerstört werden, und als er seinen feierlichen Einzug an der Spitze der Garden hielt, tat er es so überraschend früh vor der erwarteten Stunde, daß fast noch niemand auf der Straße war und er dadurch dem größten Hurra entging.“ Seine letzte Krankheit, sein Tod und seine Bestattung werden S. 290 bis 330 von Marie Fouqué mit großer Ausführlichkeit und rührender innerer Anteilnahme erzählt.

Zu der umfassenden Charakteristik, die Treitschke (V, 6 f.) von Friedrich Wilhelm dem Vierten entworfen hat, kann das Buch der Luise v. d. Marwitz natürlich nur einige unbekannte Splitter beisteuern. Solche finden sich in der sehr interessanten Aussprache über die Erzieher, die der reichbegabte Fürst nacheinander gehabt hat (S. 70 f.), und auch in der Erzählung der Geschichte seiner Verheiratung mit Elisabeth (1801 bis 1873), der Tochter des Königs Maximilian des Ersten von Bayern (S. 148 f.). Als Kronprinz von seinem Vater auf Reisen geschickt, um sich eine Lebensgefährtin zu suchen, hatte er erklärt, die bayerische Elisabeth heiraten zu wollen. Der Vater nahm Anstoß an der katholischen Religion der Erwählten. „Mit dem Widerspruch mochte sich nun vielleicht die Phantasie des Kronprinzen erhitzen, denn aus dem Wohlgefallen, was ein so flüchtiges Begegnen nur erregen kann, entwickelte sich in seiner Idee eine große Leidenschaft, und nun setzte sich alles in Bewegung, um die Schwierigkeiten dieser Verbindung zu beseitigen, die den Gegenstand jahrelanger Unterhandlungen bildeten.“ Endlich ist alles so weit, die Verlobung wird vollzogen, der Kronprinz reist zu seiner Braut; beim ersten Zusammensein mit ihr erklärt er, er sei selig, aber mit einem so zerstreuten, abstrakten Wesen, daß man keine rechte Wahrheit darin zu erkennen meinte. . . . Man erfuhr auch eine Äußerung der Prinzessin, die besagte: die Leidenschaftlichkeit seiner Briefe wäre ihr fremd und unverständlich gewesen bei der geringen Bekanntschaft, die bis dahin zwischen ihnen bestanden, und nun hätte sie sie gar nicht in seinem Wesen wiedererkannt. Die Schilderung, die Karoline de la Motte-Fouqué, die Gattin des Dichters, von Friedrich Wilhelm dem Vierten als Kronprinzen entwirft, läßt die Verfasserin gefühlvoller Romane erkennen: „Es liegt ein eigener Zauber für mich in dem Gesichte des Kronprinzen. Abgesehen von dem Eindruck weicher Güte und allgemeiner Freundlichkeit, den

er wohl ganz allgemein erweckt, finde ich bei ihm ein gewisses verhilltes Etwas, das ebenso viel zu denken wie zu fühlen gibt. Stirn und Augen verraten eine stete innere Arbeit; dazu kommt die Gewohnheit, den Blick oftmals aufwärts zu richten. Es ist, als suche er das Wort des großen Belträtfels . . . Man wird nicht in dies Gesicht hinein- und hinaussehen, als wenn man durch ein offenes Fenster in die gangbare Straße der Gedanken blicke. Unwillkürlich senkt sich die Seele mit in eine Tiefe hinein, die heilige Ahnungen erweckt.“ Viel nüchterner und richtiger urteilt auch hier Karoline Nochow (S. 69): „Für die Eigentümlichkeit des Kronprinzen gestehe ich kein rechtes Verständnis besessen zu haben im Gegensatz zu der großen allgemeinen Hoffnung, die man auf seine Zukunft von früher Zeit an setzte. Er hatte stets etwas so Exzessives in seiner Lustigkeit, seiner Heftigkeit, wie in der Abspannung, mit der er fallen ließ, was ihn kurz zuvor maßlos bewegt hatte; und ich glaube, das Maßlose und ein gewisser Mangel an momentaner Selbstüberwindung haben ihn durch sein ganzes Leben begleitet“; und am 30. August 1849 schreibt sie an ihre Schwägerin Klara Pful: „Du mußt Dir Potsdam nicht als Mittelpunkt der politischen Macht vorstellen; sondern diese ist vielmehr, wie bisher, das einige Deutschland, ein schwebender Begriff ohne realen Boden. An der Spitze steht der phantastische König, der sich mit Menschen der verschiedenartigsten Richtungen umgibt, mit ihnen spricht, konferiert und aus jedem ein Fädchen zu dem bunten Gewebe herauszieht, mit dem er sich an den Mond heranspinnst, ohne darauf zu achten, wie oft der Faden in seiner Hand reißt.“

Wertvoll sind die Bemerkungen der Nochow über das erste Auftreten der Prinzessin Wilhelm, der späteren Königin und Kaiserin Augusta in Berlin (S. 145): „Die junge Prinzess Wilhelm (1811 bis 1890) macht nicht sehr viel Effekt; ihre etwas gebückte Haltung beeinträchtigt ihre niedliche Figur; das Organ ist nicht klangvoll; bei der Cour hielt sie die schönsten Anreden über Gefühle an die ihr ganz fremden Leute“, und bei einem späteren Rückblick: „Es entwickelte sich in ihr ein Streben, in der europäischen Welt einen Namen zu erringen, man erlebte also in der Gesellschaft ein stetes Hervorsuchen von allem, was fremd und ausländisch war, ein Übersehen einfacher, heimischer Menschen und Verhältnisse . . . Dabei hatte sie ein Streben nach außergewöhnlicher Élégnance und gab das erste Beispiel einer Prinzessin, die sich um alle Details ihres Haushaltes bekümmerte . . . Auch um Celebritäten der Wissenschaft, Kunst oder der öffentlichen Meinung machte sie gern Frais und sah zuerst Herrn Spener, Redakteur der „Spenerschen Zeitung“, bei sich. Im allgemeinen behielt sie in Berlin etwas Fremdes . . . Bemerkenswert für ihre Auffassung ihrer Stellung, wie der des Prinzen, blieb ihre Äußerung: daß sie sich mit sehr ernstern Dingen beschäftigen müsse, weil doch einmal Zeiten eintreten könnten, wo sie die Angelegenheiten in die Hand nehmen müsse!“ Sehr sympathisch berührt uns die Äußerung der Nochow über den Prinzen Wilhelm vom 17. Juni 1848 (S. 469): „er bleibt der einzige Hoffnungstern der Herrscherfamilie“.

Eine reiche Fundgrube ist das Buch von Erzählungen und Urteilen über Minister, Generäle, Räte, Hofdamen und andere Glieder der Berliner Hofgesellschaft. Diese Urteile sind natürlich subjektiv gefärbt und werden manchen Widerspruch erfahren, aber sie beruhen auf scharfer Beobachtung und sind treffend formuliert. Besonders beachtenswert erscheinen mir die Charakteristiken von Clausewitz (S. 38) und Radowiz (S. 194 f.); auch der Reichsfreiherr v. Stein geht in scharfen Umrissen über die Bühne, da Karoline Rochow 1825 eine Zeitlang in seinem Hause zu Besuch war und auch ihr Gatte freundschaftliche Beziehungen zu dem greisen Reden gewann. Sie schreibt (S. 229): „Die Zeiten, in denen der Herr des Hauses zu unterhalten ist, gestalten sich etwas schwieriger, denn der gescheiteste Mann von der Welt ist auch der wunderlichste von Europa. Während sein Geist sich mit den Schicksalen Europas beschäftigte, sind ihm Haus, Töchter, Familie, die Angelegenheiten seiner jetzt beschränkten Tätigkeit, zu sehr en sous - ordre, als daß sie nicht gewaltig unter tausend Wunderlichkeiten seines Geistes und Charakters zu leiden hätten. Ich, als Fremde, die ihm von vielen alten Relationen und von den Dingen in unserem Vaterlande, das ihn besonders interessiert, erzählen kann, diene ihm bis jetzt noch zu hauptsächlichster Zerstreuung und Unterhaltung, den Töchtern zur allergrößten Erleichterung und zum Trost . . . Stein war ein gewaltig und edel zugeschnittener Charakter, ein mehr scharfer als tiefer Geist; aber ungezügelt in seiner Lebendigkeit, ja Heftigkeit; daher auch mehr rasch und tätig auffassend als reflektierend. Die Überlegung trat gewiß erst ein, wenn die Gedanken schon Leben gewonnen hatten; deshalb fiel ihm innerhalb seiner weltgeschichtlichen Periode auch mehr die Aufgabe zu, in speziellen Dingen Leben einzuhauchen, als mit Überlegung und Ruhe das innere Staatsleben zu organisieren, wenn er auch die bestehenden Mängel vollkommen richtig erkennen mochte.“

Von den Männern der Zukunft trat besonders Bismarck vor das geistige Auge Karolines. Er wurde der Nachfolger ihres Schwagers, des Generals Theodor v. Rochow, beim Bundestag in Frankfurt. Aus diesem Anlaß schreibt Karoline am 9. Mai 1851: „Was Theodor an seinem Schüler Bismarck erziehen wird, soll uns die Zeit auch noch lehren. Alle, die ihn näher kennen, sagen, daß an Kenntnissen, Talent, Savoir-faire, Schluß- und Feinheit im Behandeln der Menschen er schwerlich einen Mangel haben würde. Ob dies alles nun genügt, ohne eine Art von Schule, ob es die Konduite und richtigen, geraden Ansichten auch auf einem bisher fremden Felde bedingen wird, steht noch dahin. Es ist eben ein Versuch, der vielleicht mißglückt, aber ebensogut ein bedeutendes Resultat haben kann.“

Neben alledem fesseln uns auch die Persönlichkeiten selbst, die uns diese interessanten Berichte und Urteile hinterlassen haben, durch die Art ihres Menschentums, besonders wieder Karoline Rochow. Es ist wohlthuend, mit dieser erlesenen Vertreterin altpreussischer Adelsgefinnung einige Stunden zu verkehren.

Wie einst Goethe sich über den ihn erschütternden Tod seines Herzogs Karl August in der Stille des Schlosses Dornburg tröstete, wo er im innigsten Verkehr mit der herrlichen ihn umgebenden Natur neue Lebens- und Ewigkeitshoffnungen schöpfte, so schreibt Karoline Kochow am Abend ihres Lebens: „Die Sonne scheint hell auf die gelben Blätter und der blaue, herbstliche Duft über der Landschaft gibt trotz welken Blumen, fallenden Blättern den Hügeln und der Heide einen eigenen Reiz, so daß man sagen kann: die Natur bleibt vollkommen selbst in ihrer dürftigsten Gestalt; und cela repose l'âme. Daß diese Vollkommenheit existiert, gibt die Hoffnung, daß auch das Unvollkommene dereinst dies Ziel erreichen könne; dem Leblosen kann sie doch nicht allein gegeben sein!“ Glückselig das Zeitalter, das eine über die letzten Dinge so beruhigende Überzeugung besaß!



## Hans Memling



So sehr die heutige Kunst ihren eigenen Weg geht, so stark die Richtungen auseinander streben, den verschiedenen Schulen der Vergangenheit wird man immer noch gerecht. Ja, wohl keine Zeit ist in dieser Beziehung so universell gewesen wie die Gegenwart. Findet doch sogar das italienische Barock des siebzehnten Jahrhunderts, das Leuten wie Jakob Burckhardt, Kugler, Schnaase, Springer so unsympathisch war, heute wieder Bewunderer, und zwar Leute von feinem Kunstgefühl und umfassenden Kenntnissen. Die altflämische Schule ist wohl niemals ganz verkannt worden, und seit dem Erwachen kunstgeschichtlicher Studien verehrt man sie als einen Höhepunkt malerischen Könnens, wenn auch ihr relativer Wert gegen andre starken Schwankungen unterworfen ist. Der Stempel des Höhepunkts ist ihr so deutlich aufgeprägt wie kaum einer andern: ihre Werke lassen sich nicht kopieren. Tizian, Rembrandt, Murillo, am leichtesten Raffael sind dem Pinsel zahlloser Kopisten zugänglich. Bei Jan van Eyck, Rogier van der Weyden, Memling hat die Wiederschaffung des Reproduzierenden von jeher verfaßt.

Keine andre Richtung tritt uns so der dem Haupte des Zeus entspringenden Pallas Athene vergleichbar entgegen wie die altflämische Malerei. Ihr ältestes Werk, der Genter Altar der Brüder van Eyck, ist in vieler Beziehung zugleich ihr unübertroffenes Meisterstück. Wohl wird auch sie ihren Werdegang gehabt haben, aber er ist so wenig reich an markanten Werken, daß sich davon nichts Kennenswertes erhalten hat. Auch die älteren Historiker, wie Karel van Mander